

Zur interaktionellen Konstitution von Generationen: Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland

Rosenthal, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenthal, G. (1997). Zur interaktionellen Konstitution von Generationen: Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In J. Mansel, G. Rosenthal, & A. Tölke (Hrsg.), *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung* (S. 57-73). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57711>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

In: Mansel, J. / Rosenthal, G. / Tölke A. (Hg.) (1997): Generationen - Beziehungen - Austausch und Tradierung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 57-63.

Gabriele Rosenthal

Zur interaktionellen Konstitution von Generationen.

Generationenabfolgen in Familien von 1890 - 1970 in Deutschland.

1. Einleitung

Von Generationen zu sprechen, ist für die Soziologin oder den Soziologen mehr und mehr salonfähig geworden, gerade da die Konzepte von Klasse und Schicht zunehmend an Erklärungswert einbüßen. Martin Kohli hat zwar bereits 1978 in seinem Sammelband zur „Soziologie des Lebenslaufs“ auf die Bedeutung des Generationenansatzes für die Soziologie pointiert hingewiesen. Doch betrachtet man die Diskussion in diesem Bereich, kann man sich fragen, ob wir über die programmatischen Erklärungen Karl Mannheims wirklich hinausgekommen sind. Es erscheint mir eher so, daß der Begriff der Generation unspezifisch inflationär verwendet wird, und zwar jenseits einer empirisch fundierten wissenssoziologischen Konzeptbildung. Viel häufiger als von Generationenzusammenhängen im Mannheimschen Sinne wird von Generationen im Sinne von Geburtskohorten gesprochen.

Im folgenden Beitrag werde ich zunächst einige Gedanken zu einer interaktionellen Erweiterung der Mannheimschen Konzeption von Generationen vorstellen und dann ein aus empirischen Analysen entwickeltes Modell von Generationenabfolgen innerhalb des 20. Jahrhunderts unterbreiten.

Karl Mannheim hat als einziger soziologischer Klassiker die Bedeutung des Generationsbegriffs erkannt und 1928 in seiner Abhandlung über „Das Problem der Generationen“ richtungsweisende Überlegungen vorgestellt. Er unterscheidet dabei "Generationszusammenhang" von "Generationslagerung": „Während verwandte Generationslagerung nur etwas Potentielles ist, konstituiert sich ein Generationszusammenhang durch eine Partizipation der derselben Generationslagerung angehörenden Individuen am gemeinsamen Schicksal und an den dazugehörenden, irgendwie zusammenhängenden Gehalten“ (1928:313). Innerhalb eines Generationszusammenhangs sind darüberhinaus, so Mannheim, Generationseinheiten aufzufinden, die in unterschiedlicher Weise auf die den Generationszusammenhang stiftenden, gemeinsamen historisch-lebensgeschichtlichen Konstellationen antworten und damit gemeinsam Erlebtes jeweils verschieden verarbeiten. Entscheidend für die Konstitution eines Generationszusammenhangs, einer Generation, dabei ist, daß die Teilhabe - wie Mannheim es formuliert - von „derselben Art der Bewußtseinsschichtung“ aus erfolgt. Das Erleben von Situationen ist davon abhängig, in welcher sequentiellen Gestalt von Erlebnissen und zu welchem Zeitpunkt im Lebenslauf sie auftreten.

Mannheim beschäftigt sich in seinen Überlegungen zur gemeinsamen Teilhabe einer Generation mit sozialen und historischen Ereignissen sowie mit Erlebnisgehalten. Dabei geht er von der prägenden Kraft des eigenen Erlebens aus, im Unterschied dazu übernommene Erlebnisgehalte nicht wirklich „fest sitzen oder auch wirklich binden“. „Nur wirklich selbst erworbene Erinnerung, in aktuellen Situationen wirklich erworbenes ‚Wissen‘ besitze ich wahrhaft“ (Mannheim 1928:179). Während Mannheim frühen Erfahrungen in der Kindheit zwar eine dominante Bedeutung zumißt, da sie die Ten-

denz haben, „sich als natürliches Weltbild festzusetzen“ (ebenda 181), gibt er - wie bereits Wilhelm Dilthey (1875) - der Zeit der Jugend für die Bildung eines Generationszusammenhangs besonderes Gewicht, da in dieser Zeit das Individuum besonders empfänglich für prägende Eindrücke sei.

Meine im folgenden kritischen Erläuterungen zu Mannheims Konzeption konzentrieren sich nun in erster Linie darauf, seine Ausführungen zu einer interaktionellen Konstitution von Generationen weiterzuentwickeln. Auch wenn Mannheim immer wieder selbst in diese Richtung diskutiert, bleibt er zum Teil noch einem relativ statischen Begriff von Generationen und ebenso einer statischen Konzeption von Tradierungsprozessen verhaftet. Die Überlegungen zu den interaktiven Beziehungen zwischen Generationen und zu den intra- und intergenerationellen Prozessen der Tradierung von Erfahrungen sind bei Mannheim nur in Andeutungen vorhanden. Von daher bedarf es meines Erachtens einer pointierten Konzepterweiterung. Es gilt dabei, besonders die interaktiven und lebenslangen Prozesse stärker zu betonen. Ich möchte dazu vier Vorschläge machen und sie im folgenden erläutern.

2. Vorschläge zu einem interaktionellen Generationskonzept

I. Annahme:

Ein Generationszusammenhang konstituiert sich, neben den in einer bestimmten Lebensphase gemeinsam erlebten sozialen und historischen Ereignissen und der Teilhabe an bestimmten Werthaltungen (synchron) in der Interaktion mit anderen Generationen ("diachron").

Statt sich die Generationen als einander gegenüberstehende Gruppen vorzustellen, die in der Sprache Mannheims „aufeinander abstrahlen“, schlage ich ein Konzept vor, in dem sich Generationen sowie ihre Einheiten im interaktionellen Prozeß mit anderen Generationen bilden. Soziale Weltansichten - oder nennen wir es den habituellen Umgang mit Welt - konstituieren sich nicht nur innerhalb von Generationen, sondern auch im intergenerationellen Dialog. In ähnlicher Weise diskutiert dies auch Joachim Matthes in seiner kritischen Würdigung Mannheims: „Nicht um 'Generationen' als wie auch immer gestaltete und bestimmbare Gruppen geht es, sondern um generationelle Verhältnisse, in denen sich die Zeitlichkeitsstruktur des gesellschaftlichen Geschehens 'polyphon' organisiert...“ (Matthes 1985:369).

Wir können davon ausgehen, daß die primären Sozialisationsagenten, die Generation der Eltern sowie die der Großeltern, eine wesentliche Rolle bei der Generationsbildung spielen. Entscheidend hierbei ist, daß wir Eltern und Großeltern nicht aufgrund ihrer biologischen Funktion als Angehörige einer Generation begreifen, sondern sie wiederum als Generation aufgrund ihres geteilten Erfahrungshintergrundes bestimmen. Es gilt darauf zu achten, daß Angehörige gleicher Geburtskohorten zum Teil Eltern und Großeltern unterschiedlicher Generationen haben. In der empirischen Analyse dieser Differenzen liegt dann gerade für die Klärung der für eine Generation wirksamen Generationenbeziehungen eine enorme Chance.

Während der an Karl Mannheim (1928) angelehnte soziologische Generationsbegriff den biologischen Generationsbegriff von Großeltern, Eltern und Kindern ausdifferenziert, weisen uns Konzepte aus der Mehrgenerationen-Familientherapie einen Weg zu einer interaktionellen Erweiterung des Mannheimschen Generationskonzepts. Insbesondere das Dialogmodell in der psychoanalytisch orientierten Tradition der Familienthera-

pie von Helm Stierlin (1978;1982) sowie von Ivan Boszermenyi-Nagy & Geraldine Spark (1992) ist hierbei für eine soziologische Analyse besonders anschlussfähig.

II. Annahme:

In den interaktiven Prozessen zwischen und innerhalb von Generationen werden Werthaltungen und Erfahrungen vorhergehender Generationen nicht einfach übernommen, sondern wechselseitig ausagiert und damit selbst interaktiv erlebt. Durch dieses eigene Erleben wirken sie fort oder transformieren sich. Dabei können Erfahrungen von an der Interaktion nicht direkt beteiligten Generationen, von bereits längst verstorbenen Generationen, bestimmend für die eigene Erfahrung und damit auch für eine Generation bestimmend sein.

Empirische Analysen von Drei-Generationen-Familien (Rosenthal 1994; Rosenthal in press)¹ zeigen z.B., daß die nicht manifest mitgeteilten Erfahrungen der Großväter als Soldaten im Ersten Weltkrieg, ihre mit dem Kriegserleben im Stellungskrieg an der Westfront verbundenen Ängste, psychosomatischen Reaktionen und psychischen wie physischen Verletzungen den Kindern und Enkeln der Veteranen latent vermittelt wurden und darüber hinaus mit generationsspezifischen Delegationen verbunden sind. Gerade in jenen Familien, in denen über die auf die Großeltern tief wirkenden Erfahrungen nicht gesprochen wurde, wird deutlich, wie wirksam diese Vergangenheit die nachfolgenden Generationen bestimmt². Dieses Weiterwirken der Vergangenheit läßt sich dahingehend verstehen, daß die Vergangenheit trotz fehlender sprachlicher Vermittlungen aufgrund der im Alltagsleben vorhandenen Zeichen und Schlüsselworte nicht nur einfach weitergegeben, sondern vielmehr ausagiert und damit selbst zum Bestandteil eigenen Erlebens der Nachgeborenen wird (vgl. Sigal et. al. 1973).

Die Wirksamkeit latenter Tradierung wird auch von Mannheim betont, wobei er auch hier eher im Bild einer Übergabe von statischen Gehalten oder eines "Einsickerns" bleibt:

„All jene Gehalte und Einstellungen, die in der neuen Lebenssituation unproblematisch weiterfunktionieren, die den Fond des Lebens ausmachen, werden unbewußt, ungewollt vererbt, übertragen; sie sickern ein, ohne daß Erzieher und Zögling davon etwas wüßten“ (1928:182).

Die Arbeiten aus der Mehrgenerationen-Familietherapie und eigene empirische Studien verdeutlichen, auf welche Weise auch bereits verstorbene Generationen einen erheblichen Anteil an den gelebten Generationenbeziehungen haben. Wir müssen in Rechnung stellen, daß an den konkreten Face-to-Face-Interaktionsprozessen immer auch vorhergehende Generationen beteiligt sind. So werden z.B. in der Interaktion von Mutter und Kind die Loyalitäten und Bindungen der Mutter an ihre Eltern wie auch an ihre Großeltern, die von ihr übernommenen oder auch abgelehnten Delegationsaufträge, ausagiert. Die latent wirksamen Delegationsaufträge vorangegangener Generationen

¹ Die sich im Abschluß befindende Studie über den intra- und intergenerationellen Dialog in jüdischen und nicht-jüdischen Familien in West- und Ostdeutschland und in Israel findet im Rahmen eines Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft unter Leitung von Prof. Dr. Fritz Schütze (Universität Magdeburg) und Prof. Dr. Regine Gildemeister (Gesamthochschule Kassel) in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dan Bar-On (Ben Gurion University of the Negev, Israel) statt. Bettina Völter war (neben den Mitarbeiterinnen in Israel) in der Bundesrepublik als weitere wissenschaftliche Mitarbeiterin an dieser Studie beteiligt.

² Zur Wirksamkeit von Familiengeheimnissen vgl. Imber-Black 1992; Karpel 1980.

werden dabei nicht einfach von den Eltern an die Kinder tradiert. Sie werden vielmehr in den konkreten Interaktionen - meist jenseits eines bewußten Zugriffs - handelnd erlebt und werden so, auch wenn sie nicht unbedingt bewußt wahrnehmbar sind, für die Nachgeborenen zu unmittelbaren Erfahrungen.

Das Delegationsprinzip, die Übergabe von Aufträgen von den Eltern auf die Kinder, läßt sich nach diesem Verständnis transgenerational ausweiten. Insbesondere Ivan Boszermenyi-Nagy & Geraldine Spark verdeutlichen, wie unsichtbare Loyalitätsbindungen über mehrere Generationen hinweg wirksam sein können. So kann etwa ein Vater, der im Zweiten Weltkrieg noch zu jung war, um als Soldat zu kämpfen, den latent wirksamen Delegationsauftrag des Großvaters, den verlorenen Krieg von 1914-18 wieder gutzumachen, auf den 1960 geborenen Sohn übertragen. Eine Mutter, die wiederum von ihrer Mutter den Auftrag erhielt, stellvertretend für sie eine erfolgreiche Berufskarriere einzuschlagen und sich ökonomisch wie auch psychisch nicht von einem Ehemann abhängig zu machen, kann dies nach einem gescheiterten Versuch, etwa weil sie in ihrer Generation noch kaum Unterstützung in einer solchen Karriere erhielt, dann an ihre Tochter weitergeben.

Derartige Delegationsaufträge können sich nicht nur als konstitutiv für die einzelne Biographie auswirken, sondern darüber hinaus für eine gesamte Generation, die dann mit unterschiedlichen Reaktionen als verschiedene Generationseinheiten darauf antwortet. Diese unterschiedlichen Antworten reichen von einer völligen Identifizierung mit dem Auftrag bis hin zu einer massiven Ablehnung und Opposition. Im Beispiel des soldatischen Auftrags kann dies vom Pazifismus bis hin zum Militarismus reichen, beim Emanzipationsauftrag kann dies zu einem engagierten Feminismus, aber auch zu einem auf Ehemann und Kinder konzentrierten Frauenleben führen.

Ein weiteres aus unserem Untersuchungsfeld stammendes Beispiel für in der unmittelbaren Kommunikation abwesende Generationen, die dennoch eine generationsbildende Komponente darstellen, sind die ermordeten Großeltern der Kinder von Holocaust-Überlebenden. Zum einen ist für diese Generation der Kinder von Überlebenden generell konstitutiv, daß ihre Großeltern vor ihrer Geburt ermordet wurden. Zum anderen sind die konkret vermittelten Bilder, Mythenbildungen und Phantasien über die Großeltern sowohl individuell als auch generationell bestimmend. Es handelt sich bei den Kindern von Überlebenden um eine Generation, für die - als Generation - die eigenen biographischen Erfahrungen weniger konstitutiv sind als die durch die Eltern übermittelten Erfahrungen, aber auch das Schweigen über die Verfolgungsvergangenheit oder die von ihnen übermittelten, selbst nicht zu verifizierenden und zum Teil idealisierten Bilder einer vernichteten Vergangenheit. Dieses Beispiel verdeutlicht, inwieweit zeitlich vor dem eigenen Leben liegende Erfahrungen, die in der Interaktion zwischen den Generationen vermittelt, ausagiert und damit erfahren werden, für einen Generationszusammenhang konstitutiver sein können als eigene historische Erfahrungen.

III. Annahme:

Die nachkommenden Generationen sind keine passiven Rezipienten, sondern aktiv Handelnde im Umgang mit den älteren Generationen. Die Interaktion der älteren Generationen mit den Nachkommen kann auch bei der älteren Generation die Perspektive auf die Vergangenheit verändern. Darüber hinaus kann die Interaktion mit einer jüngeren Generation selbst konstituierend für die ältere Generation sein.

Bei konsequenter Anwendung eines dialogischen beziehungsweise interaktionellen Generationskonzepts in der empirischen Forschung wird m.E. auch das herkömmliche Verständnis von Tradierung obsolet, demzufolge Werthaltungen von einer Generation auf die nachfolgende überliefert werden. Zwar wird darin berücksichtigt, daß sich dies unter ständigen Veränderungen der Überlieferungen vollzieht, dennoch birgt dieses Konzept die Vorstellung der Übergabe von Einstellungen, Ideologemen, Erinnerungen etc. als quasi statische Gebilde in sich. Der in der „Übergabe“ stattfindende wechselseitige Interaktionsprozeß, der jeweils Neues für Gebende wie Nehmende entstehen läßt, bleibt dabei unterbelichtet.

Das Dialogmodell familientherapeutischer Ansätze betont dagegen, daß die Entstehung von Generationen sich nicht einseitig vollzieht, indem sich in der Interaktion mit den Großeltern und Eltern die Enkelgeneration bildet, sondern daß vielmehr wechselseitige Bildungsprozesse stattfinden.

So verdeutlicht der Familientherapeut Jürg Willi (1985), daß Eltern nicht als Auftraggeber und Vermittler von Werthaltungen auf der einen Seite stehen und auf der anderen Seite das Kind, das von ihnen Werthaltungen und Delegationen übernimmt. Willi diskutiert dagegen die zirkuläre Bezogenheit von Eltern und Kindern bei Delegationsaufträgen. So finden sich auch häufig Familien, in denen die Kinder ihre Eltern damit ausbeuten, daß sie sich mit der Übernahme von Aufträgen unentbehrlich machen. Sie sind es dann, die therapeutischen Veränderungen und der damit einhergehenden Entlassung aus den Aufträgen mehr Widerstand entgegensetzen als ihre Eltern.

In den in unserem Projekt zu Drei-Generationen-Familien geführten biographisch-narrativen Einzelinterviews und Familiengesprächen zeigt sich, daß z.B. etliche Angehörige der sogenannten 68er Generation entgegen ihrer Selbstwahrnehmung den Auftrag übernommen haben, ihre Eltern bei der Verhüllung ihrer Nazivergangenheit zu unterstützen und sich andererseits als Antifaschisten zu präsentieren, um damit die Schuld der Eltern abzuarbeiten. In den nach den Einzelinterviews geführten Familiengesprächen wird deutlich, daß in diesen Familien die zweite Generation die Öffnung des Dialogs erheblich blockiert. Während die Großeltern teilweise signalisieren, über ihre Teilnahme an Naziverbrechen sprechen zu wollen und auch die Enkel eine Bereitschaft zum Zuhören zu erkennen geben, wird dieses Gespräch oft von der mittleren Generation, d.h. den Angehörigen der 68er Generation verhindert. Sie verhindern dies sowohl mit direkten Kommunikationsabbrüchen oder der Aufstellung von Gesprächsverboten zu Tabuthemen oder sie klagen ihre Eltern plakativ als Nazis an und verhindern so, daß diese über ihre konkreten Erfahrungen und Erlebnisse sprechen können. Damit sind sie interaktiv beteiligt am für die Generation ihrer Eltern typischen Schweigen über die Nazizeit. Hierzu sei ein Beispiel angeführt: Im Familiengespräch mit der Familie Seewald (Name anonymisiert) beginnt der Großvater, über die von ihm ausgeführten „verbrecherischen Befehle“ zur „Vernichtung der Menschen“ zu sprechen. Auf Nachfrage der Interviewerin, welche Befehle er meine, interveniert seine Tochter und sagt, an die Interviewerin gewandt: „Dies geht jetzt zu weit“ (vgl. Rosenthal im Druck). Sie verhindert damit auch eine Antwort des Großvaters.

IV. Annahme:

Ob und wann, d.h. in welcher Lebensphase und in welchen inter- und intragenerationellen Beziehungen sich eine Generation konstituiert, ist je nach historischer Phase unterschiedlich.

Wir können generell nicht davon ausgehen, daß sich zu allen historischen Zeiten Generationszusammenhänge ausbilden, die ein wesentliches Moment für die Erklärung von Gemeinsamkeiten und Differenzen in den Werthaltungen und im Habitus von Menschen sind. Vielmehr sind historische Phasen vorstellbar, in denen die Klassen- oder die Geschlechtszugehörigkeit bei der Konstitution eines Zusammenhangs dominanter sein können (vgl. Spitzer 1973). Darüber hinaus müssen wir von der Interdependenz verschiedener Zugehörigkeiten ausgehen. Insbesondere gilt es dabei, das Zusammenspiel zwischen Generation und Geschlecht zu berücksichtigen. Mag eine historische Situation einen Generationszusammenhang für die männlichen Angehörigen (z.B. die Teilnahme als Soldat am Ersten Weltkrieg) bilden, so kann dies für die Frauen derselben Geburtsjahrgänge eine ganz andere sein (z.B. das Ehe- und Erwerbsleben im mittleren Erwachsenenalter). Daraus resultiert dann auch, daß die jahrgangsmäßige Abgrenzung einer Generation von einer anderen je nach Geschlechtszugehörigkeit unterschiedlich sein kann.

Ebenso ist nicht vorab zu sagen, welche Lebensphase konstituierend für den Generationszusammenhang ist. So können zwar - wie Karl Mannheim annimmt - Erfahrungen in der Jugendphase konstitutiv für eine Generation sein, doch können, wie die folgenden empirischen Beispiele zeigen werden, ebenso Erfahrungen in anderen Lebensphasen - in der Kindheit bis ins späte Erwachsenenalter oder sogar vor der Geburt liegende Ereignisse - generationsbildend sein.

Die Bestimmung einer Generation kann deshalb nur auf empirischer Basis erfolgen, und zwar im rekonstruktiven und nicht im subsumptionslogischen Verfahren. Die empirische Analyse bedarf dabei einer biographieanalytischen Dimension, da vorab weder bestimmbar ist,

- a) welche historischen Ereignisse bzw. biographischen Erlebnisse sich konstitutiv auf einen Generationszusammenhang auswirken,
- noch
- b) in welcher Lebensphase für den Generationszusammenhang konstitutive Erfahrungen gemacht wurden,
- oder
- c) in welchen interaktiven Prozessen mit welchen generationsspezifischen Bedeutungen biographiewirksame und einen Generationszusammenhang stiftende Erfahrungen gemacht wurden.

Anstatt sich bei der empirischen Analyse also auf einzelne Lebensphasen (wie Jugend) oder gar bestimmte Lebensbereiche (wie politische Sozialisation) zu beschränken, ist hier eine Rekonstruktion der prozessualen Aufschichtung von biographischen Erfahrungen sowie des reflexiven Zugriffs in der Gegenwart gefordert³. Ebenso wenig können wir im subsumptionslogischen Sinne von der generationsbildenden Wirkung historischer Großereignisse auf bestimmte Jahrgänge schließen. Wenn wir z.B. das historische Ereignis des Zweiten Weltkriegs nehmen, dann lassen sich zwar unabhängig von einer rekonstruktiv-biographischen Analyse vorab Annahmen über die biographische Bedeutung des Krieges für unterschiedliche Geburtsjahrgänge formulieren. Wie dieser jedoch erlebt wurde, ob und inwiefern die Kriegserfahrungen konstitutiv für einzelne Biogra-

³ Vgl. hierzu die Arbeiten von Fritz Schütze (1981); zu den Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, zum Verhältnis von Lebensgeschichte und Gegenwartsperspektive vgl. Wolfram Fischer (1982) sowie Rosenthal (1995).

phien oder gar determinierend für einen Generationszusammenhang waren, können wir nun anhand von biographischen Fallrekonstruktionen erfahren.

Um eine Generation bestimmen zu können, müssen wir also rekonstruieren, vor welchem Erfahrungshintergrund, zu welchem Zeitpunkt der Lebensgeschichte prägende Erlebnisse gemacht wurden, die den Biographen und die Biographin mit anderen BiographInnen verbinden bzw. trennen und in welchen interaktiven Prozessen mit welchen Generationen die Angehörigen bestimmter Geburtsjahrgänge standen und stehen. Gerade auch mit seiner Altersgruppe nicht geteilte Erfahrungsbestände eines Biographen oder einer Biographin, die ihm oder ihr das Gefühl der Ausgegrenztheit oder auch Andersartigkeit vermitteln, können uns Aufschluß über einen Generationszusammenhang geben. So erlebten Kinder, deren Väter nicht als Soldaten des Zweiten Weltkrieg ins Gefangenschaft kamen, sondern gleich bei Kriegsende zu Hause präsent waren, durchaus ihren Lebensalltag im Vergleich zu anderen ihrer Altersgruppe als unterschiedlich. Ein noch viel deutlicheres Beispiel für die Wirkung generationeller Zusammenhänge sind Biographien von Frauen und Männern, die in der Nazizeit als Jugendliche nicht Mitglied der Hitlerjugend waren. Sie bilden eine Generationseinheit, sind aber mit den ehemaligen HJlern derart verbunden, daß auch für sie die politische Sozialisation in der Kindheit und Jugend, in ihrem Fall die Nichtmitgliedschaft in der NS-Jugendorganisation, generationsbildend war.

3. Empirische Analysen zu:

Generationenabfolgen in Drei-Generationen-Familien im 20. Jahrhundert

Ich möchte aufgrund meiner empirischen Analysen zwei verschiedene Ablaufmuster von Generationenabfolgen in Drei-Generationen Familien in Deutschland vorstellen. Die in der folgenden Darstellung vom Einzelfall abgehobenen Verallgemeinerungen sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier um jahrelange biographisch-rekonstruktive Analysen einer Vielzahl von Lebensgeschichten von Frauen und Männern handelt, die zwischen 1890 und 1978 geboren wurden⁴. In diesen Interviews wurden die Befragten um die Erzählung ihrer gesamten Lebensgeschichte und in den Interviews der letzten Jahre auch um die Erzählung der Familiengeschichte gebeten. M.a.W.: Bei der Interviewführung, insbesondere bei der entsprechend der Methode des narrativen Interviews durch die Eingangsfrage initiierten Haupterzählung, wurden den BiographInnen keine inhaltlichen oder zeitlichen Beschränkungen auferlegt⁵.

Im ersten Muster der Generationenabfolge (siehe Abbildung 1) hat die Großelterngeneration bereits als Jugendliche bzw. junge Erwachsene den Ersten Weltkrieg erlebt, ihre Kinder waren meist in der Hitlerjugend organisiert, ihre Enkel wurden in den 50er Jahren, zur Zeit des Wirtschaftswunders, geboren. Daneben steht eine Generationenabfolge, in der die Großeltern als Kinder den Ersten Weltkrieg erlebten, ihre Kinder wurden meist im und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geboren, und ihre Enkel gelten als „Konsumkinder“, die allerdings in ihrer Jugend die soziale und ökonomische Krise der 70er Jahre erlebten. Aufgrund der jeweiligen Gemeinsamkeiten von Großeltern- und

⁴ Die Überlegungen zur Wilhelminischen Jugendgeneration, zur Jugendgeneration der Weimarer Republik und zur HJ-Generation basieren auf früheren empirischen Analysen (Rosenthal 1986; 1987; 1990) und sind empirisch ausreichend gesättigt. Die Annahmen über die jüngeren Generationen und vor allem über die Dialogstrukturen in den Familien sind aus den Fallrekonstruktionen (Fallebene ist sowohl die einzelne Biographie als dann auch die Familie) des zur Zeit laufenden DFG-Projekts entwickelt. Sie bedürfen noch weiterer empirischer Sättigung.

⁵ Zur Methode der Interviewführung und Auswertung vgl. Rosenthal 1995.

Elterngenerationen nenne ich die erste Generationenabfolge **„Erwachsenwerden im Krieg“** und die zweite **„Kindheit im Krieg“**.

Die hier skizzierte Generationenabfolge ist eine idealtypische; sie ergibt sich im Einzelfall immer wieder anders. Da gibt es Familien, in denen der Großvater aus einer anderen Generation als die Großmutter stammt. Oder Angehörige der Jugendgeneration der Weimarer Republik bekamen aufgrund der Folgen des Zweiten Weltkrieges erst in den 50er Jahren Kinder, oder die Eltern der Generation zwischen Konsum und Krise sind Angehörige der HJ-Generation. Auch sind die zwischen 1930 und 1938 Geborenen, die sich selbst als „weiße Jahrgänge“ bezeichnen, da die Männer weder zur Wehrmacht noch zur Bundeswehr eingezogen wurden, nicht in diesem Modell enthalten. Die einzelnen Generationen lassen sich auch jahrgangsmäßig nicht klar voneinander abgrenzen. Es handelt sich vielmehr um fließende Übergänge, wobei es innerhalb einer Generation jeweils zentrale Jahrgänge gibt, die der idealtypischen Charakterisierung besonders entsprechen, die sich allerdings bei Frauen und Männern voneinander unterscheiden können.

Abbildung 1

Zwei idealtypische Muster zu Generationenabfolgen

| | „Erwachsenwerden im Krieg“ | „Kindheit im Krieg“ |
|-------------------|---|--|
| Großeltern | Wilhelminische Jugendgeneration (ca. Jg. 1890-1900) | Weimarer Jugendgeneration (ca. Jg. 1906-1920) |
| prägende Phase: | Männer: Spätadoleszenz Frauen: Kindheit bis ins mittlere Erwachsenenalter | Frauen und Männer: mittleres Erwachsenenalter |
| Eltern | Hitlerjugend-Generation (ca. Jg. 1922-1930) | a) Generation der Kriegskinder (ca. Jg. 1939-1945) |
| prägende Phase: | Früh.- und mittlere Adoleszenz | Frühe Kindheit b) Generation der Nachkriegskinder (ca. Jg. 1945-1950) |
| Enkel | Kinder des Wirt- schaftswunders (ca. Jg. 1950-1960) | Generation zwischen Konsum und Krise (ca. Jg. 1962-1970) |

3.1. Muster 1: Erwachsenwerden im Krieg

Betrachten wir zunächst die Großelterngeneration dieser Generationenabfolge, die **Wilhelminische Jugendgeneration**, die bei den Männern etwa die Geburtsjahrgänge 1890 bis 1900, bei den Frauen die Geburtsjahrgänge bis ca. 1905 umfaßt. Diese Generation ist in Kindheit und Jugend im Kaiserreich sozialisiert; einige von ihnen fühlen sich bis heute mit dem Kaiser verbunden. Als Jugendliche und junge Erwachsene erlebten sie den Ersten Weltkrieg, im mittleren Erwachsenenalter die Zeit des Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg. Insbesondere die Männer dieser Generation, die als Heranwachsende in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges erwachsen werden mußten,

sind nachhaltig durch diesen Krieg geprägt. In den Interviews mit ihnen wird sehr deutlich, wie tief die psychischen und auch die leiblichen Spuren ihrer Kriegserfahrungen eingegraben sind. Dies können die Erzähler meist nur zwischen den Zeilen und weniger in Erzählungen vermitteln. Die Spuren des Krieges deuten sich über die körperlichen Verletzungen, die häufig bis heute andauernden Alpträume oder auch über Streßreaktionen und Ängste in bestimmten Situationen an. Die familien- und lebensgeschichtlichen Interviews mit den Ehefrauen, Söhnen und Töchtern dieser Männer, zeigen dann auch, wie wenig diese über deren konkrete Kriegserlebnisse wissen und wie wenig ihnen deren Bedeutung in ihrer Tragweite deutlich ist. Durchgängig zeigt sich in den Interviews mit den Kindern der Veteranen das Phänomen, daß das Soldatsein des Vaters ebenso wie seine Verwundungen nicht zum selbststrukturierten Teil ihrer Präsentation der Familiengeschichte gehört. Erst auf Nachfragen hin erfahren wir, daß die Kinder sehr wohl über des Vaters Einsatz als Soldat wissen und auch diverse leibliche Verwundungen, wie Narben, beschreiben können. Sie können sich jedoch kaum an Erzählungen über den Hergang der Verwundung oder gar über seine Kriegserlebnisse erinnern. Phantasien darüber bleiben allerdings nicht aus⁶. Die Töchter und Söhne spüren zwar die Verletzungen der Väter, doch nicht selten lehnen sie diese, entsprechend ihrer Sozialisation in der Hitlerjugend, als Schwäche ab oder verleugnen sie gar.

Da der Erste Weltkrieg kaum in der 'Heimat' stattfand, erlebten die Frauen diesen Krieg hauptsächlich durch die Nachrichten von der Front, die zurückgekehrten Männer, die vielen Kriegsinvaliden und die Verlustmeldungen. Neben den Erfahrungen von materieller Not ist dieser Krieg für die Frauen also verbunden mit der Verwundung, Invalidisierung und dem Tod von Brüdern, ersten Liebhabern oder Verlobten. In ihrem späteren Leben ist der Krieg emotional und leiblich dann oft durch die Ehemänner präsent. Für etliche Frauen dieser Generation ermöglichte der Erste Weltkrieg den Zugang zur Erwerbstätigkeit in bisher von Männern besetzten Bereichen in Industrie oder öffentlichen Verwaltung. Im Zuge der Maßnahmen zur Beseitigung der Männerarbeitslosigkeit in den Jahren 1919-1923 verloren sie diese Positionen oft wieder und wurden in die klassischen Frauenerwerbsbereiche zurückgedrängt⁷.

Während die Erfahrungen im Ersten Weltkrieg für die Männer generationsbildend sind, ist dies für die Frauen vielmehr ein generationsspezifischer Verlauf ihrer Beziehungskonstellationen mit ihren Vätern und ihren Ehemännern. Wie unsere Analysen von Biographien der Frauen dieser Jahrgänge zeigen, sind die generationsverbindenden Merkmale: Die Ablösung der väterlichen Autorität im Elternhaus durch die Autorität von Ehemännern, die jedoch meist traumatisiert aus dem Ersten Weltkrieg zurückkamen, während die Frauen während des Krieges in ihrer Lebensführung außerhalb der Familie gestärkt wurden und damit auch mehr Autonomie von der Familie erlebt hatten. Aus dieser Beziehungskonstellation heraus lassen sich häufig Ehesysteme finden, in denen die Männer zwar weiterhin die Entscheidungsbefugnis in wesentlichen Bereichen des Familienlebens besaßen, die Frauen jedoch die Kommunikationsstrukturen in der Familie erheblich bestimmten und psychisch stabiler waren als ihre Männer. So finden wir in diesen Familien zum Teil Männer, die einerseits von ihren Frauen und dann vor allem von ihren im Nationalsozialismus sozialisierten Kindern infantilisiert wurden. Andererseits und gleichzeitig üben diese Männer weiterhin ihre männliche Autorität über ihre Entscheidungs- und Definitionsgewalt aus.

⁶ Neben narrativen Nachfragen stellen wir auch explizit Fragen zu Phantasien über fremderlebte Erfahrungen und lassen uns gegebenenfalls die imaginierten Vorstellungen detailliert beschreiben.

⁷ Zu einer komprimierten Darstellung der Frauenerwerbstätigkeit nach dem Ersten Weltkrieg vgl. Appelsmeyer 1996, 139-159.

Bei Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden die Männer, die weltkriegsgedienten Wehrpflichtigen der Geburtsjahrgänge 1893-1900, im mittleren Lebensalter erneut an die Front geschickt. Ihre Familien, meist in den Zwanziger Jahren gegründet, wurden damit zu einem Zeitpunkt getrennt, als sich in der Regel sowohl die familiäre Wirklichkeit wie auch die Berufslaufbahn des Mannes gefestigt hatten. Nicht nur diese unwillkommene Unterbrechung des Berufs- und Familienlebens, sondern auch die Erfahrungen in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs und eine meist daraus resultierende ablehnende Haltung gegenüber dem Krieg, die von ihnen nicht weiter expliziert wird, führten bei den Männern dieser Generation 1939 zu einer weniger eindeutigen Kriegsbejahung als bei jüngeren Menschen. Hier lassen sich dann Familien beobachten, in denen die Frauen, die zum Teil bereits zu der jüngeren Generation gehörten, nationalsozialistisch gesinnt und teilweise Mitglied der NS-Frauenschaft waren, während ihre Männer dem NS-System eher ablehnend gegenüber standen und sich einer Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer anderen NS-Organisation entzogen⁸.

Die Kinder der Wilhelminischen Jugendgeneration sind meist Angehörige der **Hitlerjugend-Generation**⁹ (ca. die Jahrgänge 1922-1930). Sie erlebten ihre Kindheit und Jugend im „Dritten Reich“ und sind in unvergleichlicher Weise durch die staatlichen Erziehungsinstanzen wie Schule und NS-Jugendorganisation und damit durch den Nationalsozialismus sozialisiert. Die NS-Pädagogen schmeichelten dem Selbstwertgefühl der Jugendlichen, indem sie ihnen vermittelten, daß die Gesellschaft aufgrund der überholten politischen Orientierung der Elterngeneration, die immer noch an den Kaiser glaubte, beim Aufbau eines neuen nationalsozialistischen Deutschlands maßgeblich auf die Jugend angewiesen sei. Der Generationskonflikt zwischen Eltern und Kindern wurde von der NS-Propaganda und den Erziehungsinstanzen geschickt genutzt, um die Jugend dem Einfluß der Eltern zu entziehen.

Dennoch gab es Veteranen des Ersten Weltkriegs und vor allem auch Pädagogen der jüngeren Generation, der Angehörigen der Weimarer Jugendgeneration, die ihre Hoffnungen auf die Nazi-begeisterten Jugendlichen setzten und mit ihnen den Wunsch auf die kriegsrische Expansion des deutschen Herrschaftsbereiches teilten. Ebenso erhielten etliche Angehörige der HJ-Generation von ihren Eltern, manchmal entgegen deren bewußten Selbsteinschätzung, die Delegation, den verlorenen Ersten Weltkrieg und die damit verbundenen Folgen wiedergutzumachen. Manche Mutter der Wilhelminischen Jugendgeneration vermittelte ihrer Tochter den Auftrag, sich stärker, als es ihr selbst gelungen war, von der männlichen Autorität zu lösen und selbst eine Berufsausbildung zu machen. Übernahmen die Töchter diese Delegationen, so war ein Engagement im BDM bis hin zu einer beruflichen Karriere in einer Naziorganisation (BDM, NS-Frauenschaft oder Reichsarbeitsdienst) eine erfolgsversprechende Möglichkeit. Ebenso boten die Aktivitäten in den NS-Jugendorganisationen den Mädchen die Möglichkeit, sich sowohl von der elterlichen Autorität zu lösen und auf außerfamiliäre Bereiche zu konzentrieren, als auch über die Arbeit einen höheren Status zu gewinnen. Die Ausbildung und Karriere innerhalb einer NS-Organisation korrespondierten ebenso wie der Kriegseinsatz von Mädchen und Frauen dann allerdings kaum mehr mit dem traditionellen und auch von der NS-Propaganda vermittelten Frauenbild. Die Führerinnen in den Jugendorganisationen, der NS-Frauenschaft oder im Reichsarbeitsdienst entsprachen nicht dem NS-Frauenbild von der unpolitischen, sich aufopfernden Ehefrau und Mutter, sondern viel eher dem der vom NS bekämpften aktiven, engagierten und selbstbewußten Frau (vgl. Reese 1981; Rosenthal u.a. 1986). Die historische Situation des Zweiten Weltkriegs führte dann zur Parole: "Frauen helfen siegen" und es wurde von den Frauen

⁸ Vgl. hierzu die Fallanalyse der Familie Heinrich in Rosenthal 1994.

⁹ Vgl. die Studien zu dieser Generation: Rosenthal, 1986; 1987.

die Erfüllung aller Aufgaben gefordert, die zum Sieg verhelfen können. Der "Kriegseinsatz" von Frauen, ihre Dienstverpflichtung, hatte seine gesetzliche Grundlage schon im Wehrgesetz vom 21.5.1935, in dem es hieß: "Im Krieg ist über die Wehrpflicht hinaus jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Dienstverpflichtung für das Vaterland verpflichtet" (zitiert nach Gerdsdorff 1969:49). Ähnlich also wie die Mütter der BDM-Mädel durch den ersten Weltkrieg in ihrer Handlungspraxis teilweise den traditionellen Rollenvorstellungen widersprachen, erlebten dies ihre Töchter. Mütter und Töchter handelten damit im Widerspruch zwischen den vermittelten und größtenteils auch internalisierten Werthaltungen eines heteronom bestimmten Frauenlebens und der eigenen autonomen Lebensführung im öffentlich-beruflichen und familialen Bereich.

Mit der Vorstellung, als „Garanten der Zukunft“ einen neuen Staat aufzubauen, traten die Mädchen und Jungen der HJ-Generation, angeheizt durch die NS-Pädagogen, zwar einerseits in eine Konkurrenzbeziehung zur Generation ihrer Eltern. Andererseits erfüllten sie damit jedoch auch deren Auftrag. Diese Konstellation hatte ihre Folgen für das weitere Generationenverhältnis zwischen Eltern und Kindern nach 1945. Es waren nun wieder die Angehörigen der HJ-Generation, die jetzt nicht mehr nur entsprechend der Ideologie, sondern auch in ihrer Handlungspraxis sowohl in Westdeutschland als auch in der späteren DDR eine neue Gesellschaft aufbauten. Im Wiederaufbau Deutschlands konnten sie den Auftrag ihrer Eltern weiter erfüllen und sich gleichzeitig weiterhin unabhängig fühlen.

Der Zweite Weltkrieg hat für die HJ-Generation eine vergleichbare biographische Bedeutung wie der Erste Weltkrieg für die Wilhelminische Jugendgeneration. Beide Generationen erlebten den Übergang zum Erwachsensein während eines Krieges. Das geflügelte Wort der HJ-Generation: „Wir wurden um unsere Jugend betrogen“ gilt ebenso für die Jugendlichen des Ersten Weltkriegs. Beide Generationen trauern um den Verlust einer unbeschwerten Jugend. Andererseits erlebten sie, insbesondere die Frauen, durch die Kriegsjahre einen Schub in ihren Ablösungsprozessen vom Elternhaus und in ihrer Selbständigkeitsentwicklung.

Der geteilte Erfahrungshintergrund von Krieg und von Nationalsozialismus bedingt, daß in diesem Generationenverhältnis der Generationskonflikt und die manifeste Anklage nicht vergleichbar sind mit dem Konflikt zwischen der Weimarer Jugendgeneration und ihren Kindern.

Die Kinder der HJ-Generation, meist in den Jahren zwischen 1950 und 1960 geboren, sind in ihrer Kindheit in der Bundesrepublik in einer bereits etablierten Gesellschaft sozialisiert. Diese **Generation der Wirtschaftswunderkinder** zeichnet sich im Unterschied zu den vor 1950 und den nach 1960 geborenen Jahrgängen durch eine auffallend **optimistische Grundhaltung** aus. Ab ca. 1950 hatte sich der Alltag wieder normalisiert, die Wirtschaft befand sich in einer Aufschwungsphase und in den Familien herrschte wieder die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die Kindheit dieser Generation ist durch den Glauben an den technischen Fortschritt und den kontinuierlich wachsenden Wohlstand geprägt (vgl. Preuss-Lausitz u.a. 1983). Nicht nur im Unterschied zu den älteren Jahrgängen, sondern auch im Unterschied zu den nach 1960 geborenen Jahrgängen bestimmt diese optimistische Grundhaltung auch den Umgang mit ökonomischen Krisen und mit den sich zunehmend verschlechternden Berufsaussichten und unsicheren Berufssituationen. Diese Haltung, der unhinterfragte Zukunftshorizont bzw. die verhältnismäßig geringen Zukunftsängste, deckt sich mit derjenigen der Elterngeneration, die nach 1945 am Anfang ihrer Berufskarriere stand und mit viel Elan und Erfolg an den

Aufbau der Bundesrepublik ging. Eltern wie auch Großeltern hatten nach den zwei verlorenen Weltkriegen und nach erheblichen ökonomischen Krisen erlebt, wie Deutschland wieder prosperierte. Diese Erfahrungen haben Großeltern und Eltern als Grundhaltung an die Enkelgeneration weitergegeben, deren Kindheits- und Jugenderfahrungen damit korrespondierten.

Darüber hinaus hatte die Sozialisation der Mütter und Väter in der Hitlerjugend und generell im „Dritten Reich“ einen Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder. So finden sich im Erziehungsverhalten der Eltern, insbesondere der Väter, Spuren ihrer eigenen Erziehung nach dem Motto: „Zäh wie Leder - hart wie Kruppstahl - flink wie Windhunde“. Neben der Erziehung zur „Härte“, zum Verbergen oder gar Verleugnen von Gefühlen, zum Gehabe von Stärke und Unverwundbarkeit, barg dieses Programm auch Aspekte einer gewissen Eigenständigkeit in der Adoleszenz. Die Mütter, die durch den BDM und dann vor allem durch ihren Kriegseinsatz in der mittleren und späten Adoleszenz ansatzweise einen Emanzipationsschub durchlebt hatten, vermittelten ihren Töchtern ein nicht nur auf Kinder und Küche konzentriertes Frauenbild, wie es zum großen Teil noch die Großmütter, die zwar ebenso durch den Ersten Weltkrieg handlungspraktisch einen Emanzipationsschub durchlebten aber dennoch sich weiterhin am traditionellen Frauenbild orientierten, an sie tradiert hatten (vgl. Dausien 1996; sowie Dausien in diesem Band).

Es bedarf weiterer empirischer Klärung, welchen Einfluß diese Erziehung auf die Frauen und Männer der Generation der Wirtschaftswunderkinder hatte.

3.2. Muster 2: Kindheit im Krieg

Jugendgeneration der Weimarer Republik. Bei dieser Generation der zwischen 1906 und 1920 Geborenen war sowohl für die Frauen als auch die Männer die historische Konstellation während des jungen und mittleren Erwachsenenalters, d.h. ihre Lebenssituation im Krieg, generationsbildend und weniger die Phasen davor. Doch betrachten wir zunächst den gemeinsamen Erfahrungshintergrund vor dem Zweiten Weltkrieg. Diese Generation erlebte ihre frühe Kindheit zum Teil während des Ersten Weltkriegs. Ihre Kindheit und Jugend wurde bestimmt durch das Erleben ökonomischer Krisen wie die Inflation 1923 und die Weltwirtschaftskrise 1929. In den Lebenserzählungen von Angehörigen dieser Generation finden sich häufig Geschichten darüber, wie sie als Kinder während der Inflationszeit von ihren Müttern sofort nach Auszahlung der Gehälter zum Einkaufen geschickt wurden, bevor das Geld schon wieder weiter entwertet war. Dieses Erleben ökonomischer Unsicherheit, hoher Erwerbslosigkeit und die Spuren des Weltkriegs in ihrer frühen Kindheit teilen sie dann auch mit der Generation ihrer Kinder, die meist während des oder unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden.

Die Frauen der Weimarer Jugendgeneration wurden während des Krieges häufig in bisher Männern vorbehaltenen Berufen und Positionen eingesetzt. Sie mußten ihren unter den Kriegsauswirkungen in der Heimat erschwerten Lebensalltag meistern, oft mit während des Krieges geborenen Kindern und in Abwesenheit der kurz vor oder während des Krieges auf Fronturlauben geheirateten Männer. Bei ihnen, in deren Ehen sich im Unterschied zu älteren Frauen patriarchalische Beziehungsstrukturen noch wenig institutionalisieren konnten, vollzog sich in dieser Zeit ein durch den Krieg auferlegter Eman-

zipationsschub, der meist durch die gelebte Praxis nach 1945 wieder zurückgedrängt wurde¹⁰ und in der Folge zum Teil an ihre Töchter delegiert wurde.

Die Männer dieser Generation führten ab dem achtzehnten bzw. neunzehnten Lebensjahr über Jahre hinweg ein kaserniertes Leben in militärischen Organisationen. Die meisten von ihnen haben den gesamten Zweiten Weltkrieg als Soldat erlebt; der Kern dieser Generation, die Angehörigen der Jahrgänge 1911 bis 1919, war auch schon vor 1939 zum Reichsarbeitsdienst und zum Wehrdienst eingezogen worden. Läßt man die Zeit der Gefangenschaft unberücksichtigt, so waren sie bis zu zehn Jahre lang Angehörige einer militärischen Organisation. Es waren jene Jahre ihrer Lebenszeit, in denen in anderen Generationen biographisch relevante Entscheidungen und Prozesse im beruflichen wie familialen Bereich stattfinden, in denen die berufliche Karriere stabilisiert und die eigene Familie gegründet wird. Außerhalb der Wehrmacht konnten diese Männer eine berufliche Identität kaum ausbilden, so daß bei etlichen das Soldatsein in ihrer Selbstwahrnehmung in gewisser Weise zum Beruf wurde, den man pflichtgemäß zu erfüllen hat.

Die **Ehewirklichkeit** der Angehörigen dieser Generation bestand meist nur aus Briefen und kurzen Heimaturlauben. Anstatt in einer gemeinsam gelebten Realität, vollzogen sich diese Ehen eher in Phantasien über ein mögliches Zusammensein und in Projektionen. Die Männer kannten ihre Kinder - und häufig auch ihre Frauen - kaum. Hingegen banden sich die Mütter aufgrund der Abwesenheit der Ehemänner stark an ihre Kinder, machten sie zu Partnern und überforderten sie damit nicht selten.

Der empirische Vergleich der Generationen zeigt, daß diese Generation nach Kriegsende die größten Probleme bei der Wiederaufnahme ihres Alltagslebens im Frieden hatte. Die Männer hatten meist Schwierigkeiten, sich wieder in die bereits angelegten, aber über lange Zeit nicht gelebten biographischen Spuren der Vorkriegszeit einzufügen. Für die Frauen veränderte sich mit der Rückkehr der Männer aus der Gefangenschaft die eingespielte Handlungspraxis im beruflichen als auch im familialen Bereich. Die zwischen Müttern und Kindern durch die Abwesenheit der Väter entwickelten partnerschaftlichen und symbiotischen Beziehungen wurden durch die Rückkehr der Männer empfindlich gestört. Die während der getrennten Jahre möglichen Projektionen, die Phantasien über das gemeinsame Leben, fanden im nun gelebten Alltag kaum ihre Entsprechung. In vielen Ehen dieser Generation blieben Krisen nicht aus; die Zahl der Scheidungen stieg erheblich an.¹¹ Neben den generationsbildenden Erfahrungen im mittleren Erwachsenenalter während des Zweiten Weltkriegs verdeutlicht diese Generation, wie insbesondere das Verhältnis zu Kindern und Ehepartnern ein generationsbildender Faktor sein kann. Als Generation sind sowohl Frauen als auch Männer durch ihre jeweils recht unterschiedlichen Beziehungen zu ihren Kindern geprägt.

Die Kinder der Weimarer Jugendgeneration gehören sowohl zur **Generation der Kriegskinder** als auch zu der **der Nachkriegskinder**¹². Familienkonstellationen mit während und nach dem Krieg geborenen Kindern sind dabei nicht selten.

¹⁰ Seit 1948/49 wurden Frauen, wie nach dem Ersten Weltkrieg, aus qualifizierten Stellen verdrängt, die für die zurückkehrenden Männer freigemacht wurden. Auch in dieser Zeit wurde wieder mit dem politischen Argument gegen das sogenannte Doppelverdienertum agiert (vgl. Appelsmeier 1996; Ruhl 1988).

¹¹ Während 1939 auf 10 000 Einwohner 7,5 Scheidungen kamen, waren es im Jahre 1948 18,9 Scheidungen. (Vgl. Statistisches Jahrbuch der BRD 1960; zitiert nach Meyer & Schulze 1985:221).

¹² Vgl. dazu die Untersuchung von Yvonne Schütze & Dieter Geulen 1983.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges markiert einen deutlichen Generationsschnitt: Die zwischen 1939 und 1945 Geborenen sind aufgrund der für sie als Generation konstitutiven Kindheit im Zweiten Weltkrieg eine jahrgangsmäßig so deutlich abzugrenzende Generation wie kaum eine andere (vgl. Preuss-Lausitz u.a. 1983). Die **konstitutiven Merkmale** für diese Generation sind: **Kriegserlebnisse** in der frühen Kindheit, die **Umkehrung des Generationsverhältnisses**, indem die Mütter ihre Kinder zum Ersatz für die fehlenden Ehemänner machten und 'parentifizierten' und die Konfrontation mit nach Rückkehr aus der Gefangenschaft **entfremdeten und entmachteten Vätern** (vgl. Schütze /Geulen 1983). „Um psychologisch überleben zu können, wendeten sich viele Mütter ihren Kindern zu: Sie rekrutierten diese - offen oder verdeckt - als Vertraute, und, soweit es sich um Buben handelt, als Quasi-Liebhaber und Ersatzehemänner“ (Stierlin 1982: 201). Im Unterschied zu Helm Stierlin geht Alice Miller (1979) davon aus, daß insbesondere die Töchter von ihren Müttern psychisch ausgebeutet wurden. Nach unseren Analysen ist die Auswahl als Partner an die jeweilige Kinderkonstellation (Geburtenabfolge und Geschlecht) gebunden.

Die **Kriegskinder** können sich kaum an ihre Kriegserlebnisse erinnern, meist verfügen sie nur über einzelne isolierte Erinnerungsbilder und selten über in Erzählungen übersetzbare Erinnerungen. Die Spuren ihrer Kriegserlebnisse, die sie selbst oft gar nicht als solche verstehen, finden wir in ihren bis heute auftretenden Ängsten bei Probealarm von Sirenen, bei Flugzeuggeräuschen, bei Brandgeruch oder vor dunklen Kellerräumen. Im Unterschied zu den nach dem Krieg geborenen Kindern und damit manchmal zu den eigenen Geschwistern gestaltet sich ihr Verhältnis zum Vater bis in die Gegenwart hinein als eher schwierig und distanziert, während zur Mutter ein oft noch stark gebundenes Verhältnis besteht. Waren sie während der Abwesenheit der Väter Partner ihrer Mutter, wurden sie oft zu „gebundenen Delegierten“: „Innerlich an ihre Mütter gebunden bleibend, wurden sie durch altersunangemessene Aufträge überfordert und ausgebeutet, genossen aber auch häufig das Bewußtsein, für ihre Mütter unersetzlich wichtig zu sein“ (Stierlin 1982: 201). Diese Gebundenheit zeigt sich auch gerade dann sehr deutlich, wenn sich Söhne und Töchter mit aller Macht von den Müttern zu lösen versuchen. Auch bei ihnen läßt sich wie bei den anderen Angehörigen dieser Generationen eine stärkere, vor allem den Autonomieprozeß behindernde Bindung an die Elterngeneration, als bei der HJ-Generation beobachten.

Die Nachkriegskinder, die - zwischen 1945 und 1950 geboren, - von ihren Vätern nicht verlassen wurden, tragen in den Familien eine andere Bedeutung als die Kriegskinder. Sie sind einerseits das Symbol für einen Neuanfang und dementsprechend mit hohen Erwartungen konfrontiert, andererseits sind sie in jenen Ehen, die nach der Rückkehr der Ehemänner aus Krieg oder Gefangenschaft nicht mehr glücklich wurden, Symbol einer gescheiterten Partnerschaft. Von entscheidender Bedeutung für ihre Entwicklung ist es daher, ob ihre Eltern bereits vor oder erst nach dem Krieg heirateten. Für die Nachkriegskinder sind die extrem schlechten Lebensbedingungen in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende und die Erfahrung von materieller Not in der frühen Kindheit von generationsspezifischer Bedeutung.¹³ Dies korrespondiert mit den Erfahrungen ihrer Eltern, die als Kinder während der Inflation 1923 teilweise Mangel und auch Hunger litten.

Die Kriegskinder sind nun die Generation, die den Nationalsozialismus in der 68er-Bewegung aufzuarbeiten versuchte. Betrachtet man ihre Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, so zeigt sich zweierlei: Die Auseinandersetzung wurde in erster Linie außer-

¹³ Vgl. die empirische Untersuchung von Hilde Thurnwald (1948) von 498 Familien im Winter 1946/47.

halb der Familie geführt, und außerdem richtet sich die Anklage gegen die Väter und nicht gegen die Mütter. Mit dieser Anklagehaltung wurde de facto ein Dialog verhindert. Statt dessen konzentrierte sich diese Generation auf theoretische Faschismusanalysen. So reflektierten die „68er“ zwar einerseits den NS als politisches System, doch, wie unsere Interviews mit ihnen zeigen, andererseits wissen sie kaum etwas über die Vergangenheit ihrer Familie. Manche von ihnen können nicht einmal angeben, wo ihre Väter im Krieg waren; über die politische Haltung bzw. das politische Engagement ihrer Mütter schweigen sie sich oft gänzlich aus¹⁴.

Die Eltern der Kriegs- und Nachkriegskinder gehörten zu den staatstragenden Jahrgängen des „Dritten Reiches“, die meisten Väter nahmen am Vernichtungsfeldzug im Osten teil und gehören zu der Generation mit den meisten Nazitättern. Während in der Weimarer Generation diejenigen zu finden sind, die aktiv an der Nazi-Verfolgungspolitik teilnahmen, sind die Eltern der Kinder des Wirtschaftswunders, die ehemaligen HJler, eher potentielle Täter. Während die Kriegs- und Nachkriegskinder also Angst vor der Aufdeckung einer möglichen Teilnahme der Eltern an der Verfolgungspolitik haben müssen, ist es bei den Kindern des Wirtschaftswunders „nur“ die Angst vor der Aufdeckung einer damaligen Begeisterung für den Nationalsozialismus. Da ihre Eltern auch im Unterschied zur Weimarer Generation viel eher ihre Begeisterung für den Nationalsozialismus eingestehen (vgl. Rosenthal 1990), ist dieser Dialog durch mehr Aufrichtigkeit geprägt als der Dialog zwischen der Weimarer Jugendgeneration und deren Kindern und auch Enkeln.

Die Generation zwischen **Konsum und Krise**¹⁵, also ca. die Jahrgänge 1962-1970, die in ihrer Kindheit einen selbstverständlichen Wohlstand erlebten, hat im Unterschied zur Enkelgeneration „Kinder des Wirtschaftswunders“ nun Eltern und vor allem auch Großeltern, die viel eher mit einem jederzeit möglichen Verlust ihres Wohlstands rechnen. Die wirtschaftliche Verunsicherung, die die nach 1960 Geborenen in ihrer Adoleszenz erlebten, und die damit verbundene Unsicherheit der Berufsaussichten, korrespondieren mit einer pessimistischeren Grundhaltung in ihren Familien als in Familien der Generationenabfolge „Erwachsenwerden im Krieg“. Konstituierend für die Generation zwischen Konsum und Krise sind diese Wechselwirkung zwischen der im intergenerationalen Dialog tradierten Erfahrung von immer wieder im Leben zu erwartenden gesamtgesellschaftlichen Krisen, ihr selbst erlebter Wohlstand in der Kindheit und die Infragestellung der Aufrechterhaltung dieses Wohlstands in ihrer Adoleszenz. Die Diskrepanz zwischen zunächst versprochenen Zukunftsaussichten und späterer Realität haben auch schon die Kinder des Wirtschaftswunders erleben müssen. Doch sie sind in Familien sozialisiert, die weniger pessimistisch mit antizipierten Krisen umgehen. Außerdem hatten die Kinder des Wirtschaftswunders meist bei der einsetzenden Rezession und den sich andeutenden verschlechterten Berufsaussichten bereits ihre biographischen Pläne entworfen. Die Generation zwischen Konsum und Krise hingegen wurde in einem Alter verunsichert, in der sich Zukunftspläne noch nicht etablieren konnten. An diese Generation sind darüber hinaus - und, wie weitere Fallanalysen noch zu zeigen haben, vielleicht auch generationsbestimmend - die durch den Krieg erlittenen Traumatisierungen ihrer Mütter und Väter in der frühen Kindheit als Verunsicherungen, als Ängste weitergegeben worden. In unseren Analysen deutet sich dabei an, daß die noch an die Großmütter gebunden gebliebenen Eltern auch ihre Kinder wiederum stärker an sich banden, als es die Angehörigen der HJ-Generation bei ihren Kindern taten. Diese stär-

¹⁴ Die Fallanalyse der Familie Sonntag steht beispielhaft dafür. Vgl. Rosenthal (1995b).

¹⁵ Vgl. zu den um 1970 geborenen Jahrgängen die empirische Untersuchung von Ralf Bohnsack 1989.

kere Bindung zwischen der Generation der Kriegskinder und ihren Kindern steht vielleicht auch im Zusammenhang mit den frühkindlichen Traumatisierungen der Eltern im Krieg. Überhaupt haben das Thema Krieg bzw. die familiengeschichtlichen Phasen im Ersten wie im Zweiten Weltkrieg in diesen Familien eine völlig andere Bedeutung als in den Familien der Generationenabfolge „Erwachsenwerden im Krieg“. Darüber hinaus bedarf es weiterer Analysen der generationsstiftenden Bedeutung des Erziehungsstils der Kriegs- und Nachkriegskinder für deren Kinder, der sich ja erheblich von dem der HJ-Generation unterschied. Die Angehörigen der Generation zwischen Konsum und Krise gehören ja zu den Kindern, die zum Teil in antiautoritären Erziehungsmilieus sozialisiert wurden.

Die Mädchen dieser Generation sind diejenigen, die ihre Schulzeit in einer mittlerweile etablierten koedukativen Schulausbildung durchliefen, die seit der in den 60er Jahren einsetzenden Bildungsexpansion erstmals gleiche Bildungsgehalte für Frauen vorsah (vgl. Pross 1969). Mit ihnen beginnt eine Generation von Frauen, für die ein höherer Schulabschluß und ein Hochschulstudium bereits zum selbstverständlichen Horizont ihrer Möglichkeiten gehören. Meist werden sie darin auch schon von ihren Müttern unterstützt, für die eine solche Perspektive bereits erstrebenswert, jedoch noch kaum selbstverständlich war. Der Dialog über die Lebensplanung und Handlungspraxis zwischen Müttern der Kriegs- und Nachkriegsgeneration und ihren Töchtern gestaltet sich so auch meist klarer und weniger ambivalent als zwischen den noch im Widerspruch zwischen Frauenbild und Handlungspraxis sozialisierten Müttern aus der BDM-Generation und ihren Töchtern¹⁶. Während die Großmütter und Mütter der Generationenabfolge "Erwachsenwerden im Krieg" noch aufgrund heteronomer gesellschaftlicher Bedingungen in bisher Männern vorbehaltene berufliche Laufbahnen eingespurt wurden, beginnen mit den Müttern der Generationenabfolge "Kindheit im Krieg" die stärker selbstmotivierten und -geplanten Laufbahnen.

¹⁶ Vgl. hierzu die Fallstudie von Bettina Dausien im gleichen Band.

4. Resümee

Die vorgestellten Analysen haben gezeigt, inwiefern die Frage nach den konstitutiven Faktoren für einen **bestimmten** Generationszusammenhang anhand von familien- und generationsorientierter biographischer Fallrekonstruktionen beantwortbar ist. Die Methode machte deutlich, daß und inwieweit Generationen in ihren jeweiligen generations-spezifischen Ausprägungen durch ihre wechselseitigen Dialoge mit anderen Generationen bestimmt sind, welche spezifischen familialen Dialoge durch die Generationenabfolge in der Familie zu beobachten sind und welche Weltansichten und Handlungsmuster sich dabei etablieren. Damit eröffnet sich die Chance einer empirisch fundierten wissenssoziologischen und interaktionellen Konzeptionalisierung von Generationen, bei der wir die von ihnen geteilten wie auch divergenten Weltansichten nicht nur auf der Grundlage von Einwirkungen historischer Ereignisse bestimmen, sondern von den Erfahrungen ausgehen, die sich nun einmal in den inter- und intragenerationellen Interaktionen konstituieren.

Die empirische Analyse erzählter Familien- und Lebensgeschichten von Frauen und Männern, die zwischen 1890 und 1970 geboren sind, der kontrastive Vergleich dieser Fallstudien sowie die Analyse familialer Dialoge in den beiden Mustern der Generationenabfolgen ermöglichte uns, einen Einblick in die interaktionellen Konstitutionsprozesse von Generationen zu erhalten. In der Generationenabfolge innerhalb der Familie wurden zwei idealtypische Muster rekonstruiert. Sowohl beim Muster **"Erwachsenwerden im Krieg"** als auch beim Muster **"Kindheit im Krieg"** korrespondiert bei der Großeltern- und der Elterngeneration die biographische Bedeutung des jeweiligen Weltkrieges.

Im Vergleich der Biographien wurde deutlich, daß sehr unterschiedliche lebensgeschichtlich-historische Konstellationen und vor allem auch unterschiedliche Lebensphasen bestimmend für die Herausbildung eines Generationszusammenhangs sein können. Ebenso unterscheidet sich die Bedeutung des intra- und intergenerationellen Dialogs für die Konstitution von Generationen. Hat z.B. der Dialog zwischen der Generation der Kriegskinder und ihren Eltern eine konstitutive Bedeutung für die Generation der Eltern, sind die Eltern der HJ-Generation viel weniger als Generation durch den Dialog mit ihren Kindern geprägt. In dieser Generationenabfolge wird auch sehr deutlich: Was für die Frauen einer bestimmten Generation prägend sein kann, mag wenig Bedeutung für die Männer derselben Jahrgänge haben. So sind die Väter der HJ-Generation als Generation in erster Linie durch ihre Erlebnisse in der Jugend als Soldaten des Ersten Weltkrieges geprägt und die Mütter der HJ-Generation hingegen durch einen spezifischen Verlauf ihrer Beziehungskonstellationen mit ihren Vätern und ihren Ehemännern. Damit zusammenhängend gibt es Generationen, bei denen sich die Grenz- und auch die Kernjahrgänge von Frauen und Männern erheblich unterscheiden. Der Jahrgang 1900 ist z.B. bei den Männern ein Grenzzahrgang: Er teilt die Kriegsteilnehmer von den nicht im mehr Ersten Weltkrieg eingezogenen Jahrgängen, bei den Frauen haben wir dagegen einen um die Jahrhundertwende fließenden Übergang zwischen den Generationen.

Beim Vergleich zwischen dem familialen Dialog in der Generationenabfolge "Erwachsenwerden im Krieg" und dem in der Abfolge "Kindheit im Krieg" wurde deutlich, daß diese Dialoge über drei Generationen hinweg durch unterschiedliche familiäre Themen bestimmt sind. Familien der ersten Abfolge zeichnen sich durch eine optimistischere Grundhaltung aus als die der zweiten. Die Themen 'gesellschaftliche Krisen und Krieg' sind hier verbunden mit der Erfahrung des Erwachsenwerdens und der Hoffnung auf

eine bessere Zukunft. Dagegen sind diese Themen in der zweiten Generationenabfolge verbunden mit frühkindlichen Ängsten und Verunsicherungen.

Durch die Analyse von Drei-Generationen-Familien, die bereits die Familiengeschichte der Großeltern, d.h. deren Erfahrungen mit ihren Eltern und Großeltern einbezieht, ist es uns mithin auch möglich, die dominanten familialen Themen, die über die Generationen hinweg etablierten Werthaltungen und habituellen Stile und deren Bedeutung für die Enkelgeneration zu rekonstruieren.

Literatur

Appelsmeyer, H. (1996): Stil und Typisierung in weiblichen Lebensläufen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag

Bohnsack, R. (1989): Generation, Milieu und Geschlecht. Opladen: Leske und Budrich

Boszormenyi-Nagy, I. / Spark, G. M. (1992): Unsichtbare Bindungen, Stuttgart: Klett-Cotta

Dausien, B. (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: IBL

Dilthey, W. (1875): Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 5.

Fischer, W. (1982): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 2, 5-19

Gersdorff, U. von (1969): Frauen im Kriegsdienst. 1914-1945. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt

Imber-Black, E. (1992): Familiengeheimnisse und Familientherapie. In: Schweitzer u.a. (Ed.): Systemische Praxis und Postmoderne. Frankfurt: Suhrkamp, 106-117

Jurczyk, K. (1978): Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenwerbstätigkeit in Deutschland von 1918-1975. Frankfurt/New York: Campus

Karpel, M.A. (1980). Family secrets. Family Process, 19, 295-306

Kohli, M. (Hg.) (1978): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand

Mannheim, K. (1928): Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7, 157-185; 309-330

Matthes, J. (1985): Karl Mannheims „Problem der Generationen“ neu gelesen, in: Zeitschrift für Soziologie, 14, 363-372

Meyer, S. / Schulze, E. (1985): Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. München: Beck

Miller, A. (1979): Das Drama des begabten Kindes, Frankfurt, a.M.

Preuss-Lausitz, U. u.a. (1983), Einleitung, in: dies.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Weinheim u. Basel: Beltz, 9-25

Pross, H. (1969): Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Reese, D. (1981): Bund Deutscher Mädel - Zur Geschichte der weiblichen deutschen Jugend im Dritten Reich. In: Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.): Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt/M., 163-187

Rosenthal, G. (Hg.) (1986): Die Hitlerjugend-Generation. Essen: Blaue Eule

Rosenthal, G. / Rummler, M./ Schmidt, S. (1986): Die Erziehung zur unpolitischen Hausfrau und Mutter. In: Rosenthal, G. (Hg.), 55-69

Rosenthal, G. (1987): "Wenn alles in Scherben fällt..." Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen: Leske & Budrich

Rosenthal, G. (Hg.) (1990): "Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun". Zur Gegenwärtigkeit des "Dritten Reiches" in erzählten Lebensgeschichten. Opladen: Leske & Budrich

Rosenthal, G. (1994): Zur Konstitution von Generationen in familienbiographischen Prozessen. Krieg, Nationalsozialismus und Genozid in Familiengeschichte und Biographie. In: ÖZG, 5, 489-516

Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.: Campus

Rosenthal, G. (1995b) Familienbiographien: Nationalsozialismus und Antisemitismus im intergenerationellen Dialog. In: Attia, I. u.a. (Hg.): Multikulturelle Gesellschaft und monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen: Dgvt-Verlag, 30-51

Rosenthal, G. (im Druck a): Strukturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede im familialen Dialog von Familien mit Nazitätern und Familien von Überlebenden der Shoah. In: Weissberg-Bob, N. (Hg.): Als man Juden sogar das Leben raubte ... Opfer, Mitläufer und Täter und ihre Nachkommen. Berlin: Lichtig Verlag. Erscheint im Herbst 1996

Rosenthal, G. (Ed) (in press): The Holocaust in Three-Generation-Families. London: Cassell

Ruhl, K.-J. (Hg.) (1988): Frauen in der Nachkriegszeit. 1945-1963. München: dtv

Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J. / Pfeifenger, A. / Stosberg, M. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum, 67-156

Schütze, Y. / Geulen, D. (1983): Die 'Nachkriegskinder' und die 'Konsumkinder': Kindheitsverläufe zweier Generationen. In: Preuss-Lausitz, Ulf u.a.: Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Weinheim u. Basel: Beltz, 29-52

Sigal, J.J. et. al. (1973): Some second generation effects on survivors of the Nazi persecution. In: American Journal of Orthopsychiatry. 43, 320-327

Spitzer, A. . B. (1973): The Historical Problem of Generations. In: American Historical Review, 78, 1353-1385

Stierlin, H. (1978): Delegation und Familie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Stierlin, H. (1982): Der Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit. In: Familiendynamik, 1, 31-48

Thurnwald, H. (1948): Gegenwärtige Probleme Berliner Familien. Berlin

Willi, J. (1985): Die Familiengeschichte als Evolution des familiären Ideengutes. In: Familiendynamik, 10, 170-187